

## **Montaigne: Essais, 3. Buch**

*Zusammenfassung des Inhalts, kurzer Kommentar aufgrund der ersten Lektüre 2008, der zweiten Lektüre 2023*

### **III 1 Über das Nützliche und das Rechte**

Wenn sogar Tiberius darauf verzichtete, Arminius durch Gift zu töten, muss etwas daran sein, dass das Nützliche nicht oberster Maßstab des Handelns sein darf, folgert M.

Grundlegend ist jedoch diese Einsicht: „Das Gebäude unsres öffentlichen wie privaten Lebens steckt voller

Unzulänglichkeiten.“ Würde man sie beseitigen, stürzte das Gebäude ein. Es gebe in jedem Gemeinwesen sogar sittenwidrige Aufgaben – M rät, sie den robusteren Typen zu überlassen und sich selber davon fernzuhalten.

In einem Teil des Essays spricht M von sich und seinen Grundsätzen: offen und ehrlich auftreten, ohne private Interessen bei Verhandlungen, ohne Leidenschaft loyal sein, aber im Bürgerkrieg treu und nicht opportunistisch die Seite wechseln. Man solle sich nicht unnötig binden und sich nie unterwerfen.

Der Weg der Wahrheit sei gerade, der des Profits krumm; das natürliche, wirkliche Recht sei nicht gleich den Gesetzen des Landes, in dem man lebt. Er zitiert: „Wir besitzen kein klares, greifbares Bild von wahren Recht und echter Gerechtigkeit - wir halten uns nur an deren Schemen und Schatten.“ Das Nützliche sei vom Rechten zu unterscheiden, wie es auch der allgemeine Sprachgebrauch ist.

Ein Fürst könne gezwungen sein, wider Treu und Glauben zu handeln – solle das dann aber ohne Vorwände und nur maßvoll tun.

M setzt dann seine Betrachtungen über Verrat und Verräter, auch anhand von Beispielen, fort. Er fragt, ob man Räufern gegenüber sein Wort brechen darf, und lehnt das ab; nur sittenwidrige Versprechen bänden einen nicht. Sein großes Vorbild ist wiederum Epaminondas, der auch im Krieg Recht und Anstand beachtete, anders als Pompeius, Cäsar und andere.

Zum Schluss schärft M den Lesern ein: Verwandtschaft und Freundschaft dürften nie, auch nicht im Krieg der Staatsraison zum Opfer gebracht werden. Er bemüht sich um ein differenziertes Urteil: Ehrbarkeit einer Tat ergibt sich nicht aus deren Nützlichkeit, doch auch bloß nützliche, jedoch schlechte Taten dürfe nicht jedermann vollbringen.

(Text: [http://www.zeno.org/Literatur/M/Montaigne,+Michel+de/Essays/Essays+\(Auswahl\)/Was+n%C3%BCtzlich+ist+und+was+ehrlich](http://www.zeno.org/Literatur/M/Montaigne,+Michel+de/Essays/Essays+(Auswahl)/Was+n%C3%BCtzlich+ist+und+was+ehrlich) – Übersetzung Bodes)

M vertritt zwei Positionen, die kaum miteinander vereinbar sind: Einerseits hält er am Primat des Rechten vor dem Nützlichen fest, andererseits sieht er, dass es in der Welt und im eigenen Leben oft schräg zugeht und zugehen muss – man könnte ihn fast für den Erfinder der ordnenden unsichtbaren Hand („sich der alleinigen Führung des Himmels anvertrauen“) halten, die auch böse Handlungen gute Ergebnisse zeitigen lässt. Er weiß sich insgesamt nur mit dem Ratschlag zu helfen, man möge sich zurückhalten und andere die Drecksarbeit tun lassen. Nur an der Treue gegen Freunde und Verwandte lässt er nicht rütteln.

Wir sehen hier einen Mann, der weiß, dass es in verschiedenen Lebensbereichen zu Konflikten kommen kann und der sich selber bemüht hat, den Konflikten auszuweichen: ein Beitrag zu unserem Bild vom Herrn von Montaigne.

Die von ihm empfohlene innere Distanz gegenüber dem Fürsten kann man nach einer Zeit nationaler Begeisterung, nationaler Kriege und Gräueltaten (sowie der allgemeinen „Wehrpflicht“ im Dienst der „Nation“, des Führers und des Vaterlandes usw.) direkt hochschätzen: „Möge sich seiner Gemütsregungen bedienen, wer sich der Vernunft nicht zu bedienen weiß.“ Auch die gerechte Sache beschäftigt ihn nur in Maßen – eine Absage an alle Gutmenschen. (Zur Sache vgl. Essay II 23!)

### **III 2 Über das Bereuen**

In diesem Essay spricht M kurz über sich und über seine Selbstdarstellung in den „Essais“. „Ich schildere nicht das Sein, ich schildere das Unterwegssein: weniger von einem Lebensalter zum andern (...) als von Tag zu Tag, von Minute zu Minute.“ M mag sich selbst widersprechen, nie jedoch der Wahrheit: Er betrachte die Dinge höchstens unter einem anderen Aspekt. M rechtfertigt seine Essays wie auch seine Lebensführung damit, dass er sich gut kenne. Dabei spreche er nur als Fragender und Unwissender „- die Antworten überlasse ich voll und ganz den allgemeingültigen Glaubenssätzen. Ich lehre nicht, ich berichte.“

Das Thema ist einmal das Bereuen, dann aber auch das Altern, mit dem oft ein Bereuen verbunden ist. Als oberstes Prinzip gilt ihm, dass man vor sich selbst bestehen kann; „bereuen“ heißt: dem Willen abschwören, den Wünschen widerstehen. Er bereue Vergangenes nicht. Eine geregelte Lebensführung sei farblos, aber die wesentliche Aufgabe eines Menschen. Angeborene Neigungen ließen sich kaum ändern, die Grundform eines Menschen bleibe sich gleich. M erzählt dann die Geschichte eines Bauern, welcher

„der Dieb“ genannt wird, als Beispiel dafür, wie jemand das Stehlen angesichts der Armut rechtfertigt.

„Ohne mir schmeicheln zu wollen: Unter denselben Umständen wäre ich immer wieder derselbe.“ Und was er nicht habe vorhersehen könne, brauche er nicht zu bereuen, auch wenn er falsch gehandelt habe. Bereuen könne man nicht, was nicht in unserer Macht steht, nur bedauern. In Sachfragen lasse er sich beraten, aber wenn es ums Beurteilen geht, gebe er nichts auf fremde Argumente. Er erteile kaum Ratschläge, befolge jedoch auch keine.

Was das Alter betrifft, mache die Impotenz keine Tugend aus. „Glücklich zu leben und nicht, wie Antisthenes sagte, glücklich zu sterben führt meiner Meinung nach zur menschlichen Glückseligkeit.“ Auf „Läuterungen“, die nur Zeichen von Altersschwäche, verzichte; auch sei es mit der Weisheit des Alters oft nicht gut bestellt – der ganze Mensch welke dahin. Ob er selber diesem Abbau standhält, stehe noch nicht fest.

Montaigne stellt sich hier in Buch III, das er später als die beiden ersten geschrieben hat, seinem Alter und der Neigung, in der Rückschau auf das eigene Leben vergangene Entscheidungen zu bereuen. M hat auf sich selbst gesetzt: auf sein Gewissen, auf sein Urteil – und er bereut nichts, er bedauere auch nichts; er sei sich gleich geblieben in seinen Anlagen und seinem Urteil. Bemerkenswert ist seine Fähigkeit, Widersprüche in seinen Äußerungen zuzugeben; es seien solche der eigenen Perspektiven, nicht der Wahrheit. In der Tat ist sein Bekenntnis zum glücklichen Leben nicht das, was er früher in seiner Todesbesessenheit von sich gegeben hat. Bemerkenswert ist auch der Freimut, dass er sich allein auf sein Urteil verlässt, und der Verzicht darauf, gute Ratschläge zu erteilen – diese Stelle verdient, öfter gelesen zu werden.

### **III 3 Über dreierlei Umgang**

Montaigne spricht über seine drei liebsten privaten Beschäftigungen: den Umgang mit vernünftigen Männern, mit schönen und edlen Frauen und mit den Büchern. Und darin zeigt er seinen Umgang mit sich selbst.

M beginnt mit der Mahnung, man solle sich nicht an seine Anlagen und Neigungen binden, sondern flexibel bleiben; danach beginnt er, im Wesentlichen von sich selbst zu sprechen. Er wolle jedenfalls seinen Geist weiten, nicht vollstopfen, und seine Urteilskraft betätigen. Freundschaft wolle er intensiv, aber mit wenigen leben. Bei gewöhnlichen Gesprächen bleibe er kalt; er möchte etwas umgänglicher auftreten. Er wendet sich gegen neumodisches dummes Gerede, wobei nur Floskeln ausgetauscht werden. Er suche die Einsamkeit, um ins Weite greifen zu können, obwohl er an sich gesellig ist. M liebe den Umgang mit lebensstüchtigen klugen Männer - im Gespräch könne man auf die Schulweisheit verzichten.

Frauen sollen schön sein, nicht gelehrt; sie sollten sich höchstens mit Poesie befassen, vielleicht noch mit Geschichte und praktischer Philosophie (410). Man solle sich nicht in Liebesbeziehungen stürzen, aber auch nicht ohne Zuneigung hineingehen. Modern sei freilich das pure Ficken und man spiele nur den Liebenden; die Frauen jedoch hätten inzwischen die Verlogenheit der Männer übernommen. M beichtet auch kurz seine Jugendsünden.

Der dritte Aspekt ist der Umgang mit Büchern, der uns selber mehr an die Hand gegeben sei. Ihm genüge oft die Gewissheit, sie

genießen zu können, auch wenn er nicht lese. Sie seien die beste Wegzehrung für unsere irdische Reise. M beschreibt dann seine Bibliothek und seinen Turm, nur dort sei er wirklich der Herr von Montaigne. Er lebe in den Tag hinein und nur für sich; wichtig sei ihm, dass er in der Bibliothek bei sich, zu Hause sei. Er studiere zum Vergnügen und zum Zeitvertreib; zum Schluss erinnert er daran, dass Lesen im Übermaß dem Körper schadet.

Da M hier von sich selbst, seinem Denken und seinen Vorlieben spricht, brauchen wir ihm hier nur zuzuhören. An einigen Stellen fällt mir auf, dass man heute sagen könnte „genau wie heute“. Montaignes Einschätzung der Frauen müsste für gute Feministinnen ein gefundenes Fressen sein (übrigens ähnlich in III 4). Gut ist, was er über die Schlauschwätzer sagt: „Was sie lernten, vermochte nicht bis zum Geist vorzudringen: Es blieb ihnen an der Zunge hängen.“

Die gleiche Alternative wie M bedenkt Theodor Storm in seinem kurzen Sinnspruch „Der eine fragt: Was kommt danach...“, nur dass Storm bei der radikalen Unterscheidung der Freie / der Knecht bleibt, während M sieht, dass es Konfliktsituationen geben kann, wenn verschiedene Wertordnungen aufeinander treffen.

### **III 4 Über die Ablenkung**

Im ersten Teil erzählt M Episoden, wie jemand sich persönlich oder militärisch von etwas ablenken ließ, was unterschiedlich zu bewerten sei: „Ich mußte einmal eine Dame trösten, die wahrhaft bekümmert war“, natürlich ohne langfristigen Erfolg: Ablenkung also bloß ein Trostpflaster, aber keine sachliche Hilfe.

Der andere Weg: dem Übel kalt ins Auge zu blicken, sei nur etwas für Männer von höchstem Rang, etwa Sokrates; die meisten

ließen sich durch mehr oder weniger fromme Phantasien vom Tod ablenken. Ein Gegenbeispiel ist Subrius Flavius, der bemängelte, dass sein Grab unordentlich ausgehoben war und der seinem Henker riet, ohne Wanken zuzuschlagen. „Im Augenblick des Todes denken wir stets an andres: Wir klammern uns an die tröstliche Hoffnung auf ein besseres Leben im Jenseits oder auf die Tüchtigkeit unserer Kinder oder auf den künftigen Ruhm unsres Namens; wir klammern uns an die Vorstellung, daß wir den Übeln des Lebens entfliehen werden oder daß den an unsern Tod Schuldigen Rache droht“, lauter Ablenkungen. M erklärt, die Zeit heile Wunden, „indem sie unsere Einbildungskraft mit immer wieder andern Dingen beschäftigt und auf diese Weise die ursprüngliche Schmerzempfindung, wie stark sie auch gewesen sei, abklingen und vergehen lässt“.

Im zweiten Teil wird erklärt, dass Ablenkung wirkt, weil wir uns leicht in eine andere Stimmung versetzen (lassen): „Es braucht wenig, uns abzulenken und zu zerstreuen, denn es braucht wenig, uns festzuhalten. Wir betrachten die Dinge selten in ihrer ganzen Größe und ganz für sich.“ Die Worte, der Tonfall einer Äußerung beeindruckt uns; M selbst klammere sich an irgendwelche Vorstellungen, wenn ihn seine Nierensteine plagten und er an der Harnverhaltung leidet. Schon Hirngespinnste wühlen unsere Seelen auf. Es gibt kein Wesen gleich dem Menschen, „dessen Nährmutter und Gebieterin die Wesenlosigkeit ist“. Aristodemos beging Selbstmord, weil er das Heulen seiner Hunde für ein böses Omen hielt, und Midas tat das Gleiche wegen eines lästigen Traumes. „Das heißt mir sein Leben nach seinem rechten Wert einschätzen, wenn man es eines Traumes wegen von sich wirft!“

Der Essay erinnert im zweiten Teil an I 21: Über die Macht der Phantasie; diese Phantasie nämlich jagt uns allein durch ihre Bilder umher. Aber der Essay enthält auch eine Verteidigung der Rhetorik, deren Künsten wir als Sinnenwesen ausgeliefert sind. Es ist also ein Essay von der Schwäche des Menschen – zu diesen Schwächen gehört es auch, sind mit himmlischen Versprechungen angesichts des Todes zu trösten: ein klare Absage an das Christentum und die Verheißung himmlischen Lebens.

### **III 5 Über einige Verse Vergils**

Die fraglichen Verse Vergils gelten dem Lob der Venus:

„Die Göttin, ihre Arme weiß wie Schnee, umschlingt  
gelind Vulkan, den Zögernden, und schon durchdringt  
die altvertraute Flamme, altvertraute Glut  
des bebend Hingestreckten Mark und Bein und Blut...“

M hat also einen umfangreichen Aufsatz über die Liebe geschrieben; er beginnt jedoch mit Reflexionen darüber, dass sowohl Ermahnung wie Weisheit ein rechtes Maß nicht überschreiten sollten. Dann geht es darum, wie er selber sich ins Alter(n) schickt; er verteidigt seine Offenheit, die er sowohl im Leben wie in den Essays praktiziert, gegenüber der allgemeinen Verlogenheit, gerade auch beim Thema Liebe und Sex.

Warum tut man sich so schwer, über den Geschlechtsakt zu sprechen? Liebe und Dichtung passen gut zueinander, aber Liebe und Ehe nicht so recht. Paradox sei es, nur und gerade von Frauen Keuschheit zu verlangen, wo diese doch immer könnten. „Die Bewegung der ganzen Welt läuft auf die Paarung hinaus.“ Er behauptet, es gebe keinen, der sein Liebchen geheiratet hat und dies nicht bis an sein Lebensende bereut hätte. Über Kleidung und Nacktheit, über Gewähren und Verweigern spricht er; die



Wunschvorstellungen der Frauen könne man ohnehin nicht eindämmen. Alles über seine Frau wissen zu wollen sei nicht gut, Eifersucht sei noch schlimmer und dümmer. Das strikte Verbot reize und mache die Sache erst recht interessant.

Es folgt ein Exkurs über antike und moderne Autoren, über das eigne Schreiben und Sprechen.

Nachdem er einige Absonderlichkeiten im Umgang mit der Sexualität aufgezählt hat, resümiert M: „Was für ein Ungeheuer ist doch ein Tier, das vor sich selbst erschrickt, dem seine Lust zur Last wird und das sich für eine Mißgeburt hält!“ Er empfiehlt den Frauen, sich eher zu verhüllen als nackt zu zeigen und langsam nur ihre Gunst zu gewähren; als Regel formuliert er, dass man um Gefühle werben muss, nicht um den Körper allein. Die Liebe sei heftig, Heftigkeit aber nicht von Bestand. Die Frauen wüssten mehr von der Liebe, aber seien im Nachteil, da sie ja potenziell einen impotenten Mann nähmen.

Von dort kommt er zur Impotenz im Alter. Er verteidigt seine derbe Ausdrucksweise und berichtet von seinem früheren Vorgehen in Liebesdingen, das seiner Maxime gemäß mit Maß erfolgt sei. „Die Liebe ist eine fröhliche und springlebendige Gefühlsregung; sie hat mich nie in Verwirrung oder tiefes Leid gestürzt, sondern immer nur erhitzt und durstig gemacht – und genau da muß man einhalten.“ Es gebe gegen den tradierten Sprachgebrauch nichts rein Körperliches, man dürfe den lebendigen Menschen nicht in zwei Teile auseinander reißen. Ihn selbst könnte die Liebe noch einmal beleben, aber er mache der Jugend Platz; es gebe nichts Schlimmeres als eine aufgetakelte Schönheit, die doch nicht liebenswert sei oder mache.

Zum Schluss folgen ein paar kritische Worte gegen alle seine Zeitgenossen: Mann und Frau seien aus dem gleichen Lehm gemacht und letztlich der gleichen Tugend verpflichtet – es sei verfehlt, von der Frau in Liebesdingen mehr Zurückhaltung als vom Mann zu erwarten.

In diesem umfangreichen und auch großen Essay stellt M sich quer – quer zum männlichen Besitzstreben, quer zur verlogenen Prüderie, quer zur kirchlichen Moral und quer zur philosophischen „Weisheit“: aus dem Denken eines Mannes, der seiner Erfahrung und seinen Gefühlen traut, der vieles gesehen und gelesen hat, der die Quellen von Lust und Leid kennt und über die moderne Vorstellung der Liebesehe nur lächeln könnte. Bei rund 30 Seiten sind Wiederholungen nicht auszuschließen; aber man findet viele schöne Überlegungen und Sentenzen, wenn man sich diesem ewigen Thema bei M nähert.

M.s Offenheit ist bewundernswert, aber klug ist erst das, was er über die Liebe sagt und über die Differenz von Liebe und Ehe – eine Liebesehe sei ein Unglück und zum Scheitern verurteilt.

### **III 6 Über Wagen**

Dass Montaigne in diesem Essay über Wagen spricht, stimmt zwar; doch ist damit die Thematik nicht erfasst, es gibt nämlich kein dominierendes Thema.

So beginnt er mit dem Tipp, möglichst viele Gründe für eine Sache anzuführen, vielleicht ist der richtige dabei. Dann geht es um Furcht, die den Menschen erst gefährdet, und um M.s Seekrankheit und seine Abneigung gegen alle Fortbewegungsmittel außer Pferden.

Er kommt unvermittelt auf Kriegswagen zu sprechen, auf Wagen von Königen und Kaisern, auf den Luxus, auf Verwendung öffentlicher Gelder; die Freigebigkeit von Königen verurteilt er, weil sie schließlich fremdes Geld verteilten. Er beschreibt die Exzesse an Prachtentfaltung in den römischen Amphitheatern.

Von der Weltgeschichte wüssten wir kaum etwas; erst kürzlich sei eine neue Welt entdeckt worden. Die Europäer in Amerika, das ist ein größeres Thema dieses Essays: wie die Indianer von uns hintergangen und niedergemacht wurden, wie die Profitsucht wütete, was die Spanier auf der Jagd nach Gold alles verübten, wie sie den letzten König von Peru ausbeuteten und ermordeten, ebenso den König von Mexiko; wie die Konquistadoren schließlich selber endeten. Die Mexikaner hatten eine Lehre von fünf Weltzeitaltern und sagten wie wir, dass das Universum dem Ende nahe ist, stellt M. fest. Er beschreibt noch die Prachtstraße von Quito nach Cuzo, die ohne Maschinen und Wagen erbaut wurde und die er bewundert.

„Wer hat der Geschäfte- und Profitmacherei jemals einen derartigen Wert beigemessen wie wir?“ Wir, das sind die Europäer des 16. Jh., die des 20. und 21. Jahrhunderts kann man ohne Weiteres dazuzählen.

Ansonsten spricht M voller Hochachtung von den Indianern und ihrer Klugheit, mit Bedacht von den Problemen fürstlicher Freigebigkeit. Was er über den Einsatz von Kriegswagen schreibt, kann heute als Vorgeschichte der Panzerwaffe angesehen werden.

### **III 7 Über die Nachteile einer hohen Stellung**

Den größten Vorzug einer hohen Stellung sieht Montaigne darin, dass man ihrer entsagen kann. Er selber ziehe eine mittlere

Stellung vor, wie er sie einnimmt. M bekennt, das ihm jede Form von Herrschaft zuwider ist; er hält es für schwer, auf ordentliche Weise König zu sein.

Den Fürsten sei die größte Freudenquelle verschlossen: mit anderen sein Kräfte zu messen und dann einen Sieg zu genießen. Auch fehle ihnen die Erfahrung des Mangels, der Quelle von Sein und Wohl Die fürstliche Existenz sei daher von verweichlichender Leichtigkeit bedroht. Ein König könne kaum noch Mensch sein, nur noch seinen Amtspflichten genügen.

Wie schwierig die Position des Königs aufgrund der Kriecherei ihrer Untertanen ist, sieht man daran, dass manche von denen nicht nur deren Untugenden übernähmen, sondern sogar die körperliche Haltung der Könige nachahmen.

Andererseits sei es klug, nicht klüger oder irgendwo besser als ein absoluter Herrscher sein zu wollen – Platon, dem Dionysius im Denken und Schreiben überlegen, wurde schließlich in Aigina als Sklave verkauft.

Dass die fürstliche Existenz in sich gefährdet ist, geht aus einem schönen Gedanken hervor, den man nur ein wenig erweitern muss: Einem mit Allmacht ausgestatteten Menschen drohe der Sturz in den Abgrund.

„Daher müßte er euch wie um ein Almosen um Hindernisse und Hemmnisse bitten, denn des Menschen Sein und Wohl gründen im Mangel.“ Korrekt müsste es wohl heißen: Sie gründen im steten Kampf gegen den Mangel, sie gründen im Überwinden von Hindernissen.

Dieser Gedanke ist mit dem Michael Landmanns verwandt, den er in „Melancholien der Erfüllung“ entfaltet: Wenn man am Ziel seines Weges angelangt ist, ist das Glück des Unterwegsseins vorbei.

Der Essay zeigt die Souveränität M.s, wenn man seine Gedanken mit den Wünschen der Ilsebill vergleicht, die die Nase nicht vollkriegen konnte

und vom Butt verlangte, er solle sie zu Gott machen. Es muss sich um einen tief sitzenden dummen Wunsch der Menschen, größer zu sein, als man ist, handeln, wenn sowohl Michel de Montaigne wie auch die Brüder Grimm im Märchen dagegen zu Felde ziehen.

### **III 8 Über die Gesprächs- und Diskussionskunst**

M beginnt, wieder einmal, mit einer Rechtfertigung seiner Essays bzw. der Selbstdarstellung darin: Er stelle hauptsächlich das Negative dar, zur Abschreckung und zum Lernen.

Sein Thema ist das Lob der lebendigen Diskussion, während er das Bücherlesen langweilig findet; er höre sogar zu, wenn Leute ihren Aberglauben vorbrächten. Widerrede muss sein, er vertrage sie gut; er liebe auch deshalb Kritik, weil im lebendigen Gespräch um Wahrheit gerungen werde. „Mit einem Wirrkopf guten Willens zu diskutieren ist unmöglich.“ Das Hauptgebot sei: bei der Sache bleiben! Die Wissenschaft sei nützlich, werde aber zu allerlei Zwecken missbraucht; die Logik habe noch keinen einsichtiger gemacht. „Stets unterwegs und auf der Jagd zu sein ist unsre eigentliche Aufgabe, und wir sind nicht zu entschuldigen, wenn wir dabei ungeschickt und unbeholfen vorgehn. Ob die Beute uns entwischt, ist eine andere Frage“; uns bleibe die Wahrheit vorenthalten. Er selber liebe Gespräche und Bücher weniger der Inhalte als der Manier wegen, wie gesprochen wird, um die Leute kennenzulernen. Über Dummheit dürfe man sich nicht ärgern: „Kurz, man muß mit den Lebenden leben und das Wasser unter der Brücke hinfließen lassen, ohne sich darum zu kümmern – oder zumindest, ohne deswegen den Kopf zu verlieren.“ Vielleicht irre er ja auch selber, wenn er etwas Unglaubliches höre und

darüber verstört sei. „Was ich verlange, ist lediglich, daß wir jedesmal, wenn wir über jemanden richten, uns zugleich dem eigenen inneren Gericht stellen.“ Wer ein hohes Amt innehat, müsse viel klüger als andere sein oder seinen Mund halten.

In einem Exkurs geht es darum, dass Glück und Unglück souverän sind, dass unser Verstand und unser Planen also gegenüber der Wirklichkeit schwach ist und nicht die Rolle des Schicksals übernehmen könne. Leute in führenden Stellungen seien oft Deppen und gerade deswegen an den Posten gekommen; ihre Erfolge beruhten mehr auf Zufall als auf ihrem Können. M besteht darauf, „daß die Ergebnisse unserer Unternehmungen in jeder Hinsicht höchst dürftige Zeugen unsres Wertes und Könnens sind“.

Im Gespräch solle man sich von einem klugen Wort nicht sofort überwältigen lassen, lieber noch einmal in Ruhe nachdenken. Manche brächten gute Argumente vor, ohne sie recht verstanden zu haben. Er zitiert: „Man muß nicht nur beachten, was jeder sagt, sondern auch das, was er sich dabei denkt – und sogar, warum er es denkt.“ Deppen solle man nicht belehren, das bringe nichts; Erziehung zu vernünftigem Denken brauche Zeit, schnelle Belehrung sei sinnlos.

Er selber liebe es, im Gespräch andere zu necken und geneckt zu werden. Um Menschen zu prüfen, frage er sie, wie sie ihre eigenen Werke beurteilten – oft falsch, findet er.

Der Schluss steht im Wesentlichen im Zeichen des Tacitus und im Lob seines Werkes; doch sei der zu bescheiden gewesen. „Der Wahrheit und Freiheit zuliebe muß man sich über die gewöhnlichen Anstandsregeln hinwegsetzen. Ich nehme mir nicht nur heraus, über mich zu sprechen, sondern auch, es

ausschließlich zu tun.“ Ein Geschichtsschreiber solle jedenfalls eher berichten, was überliefert wurde, als die Fehler anderer berichtigen wollen. Das Lob des Tacitus verbindet er wieder mit einer Selbstdarstellung: er schreibe manches, auch an Geistesblitzen und Wortspielen, ohne immer ganz davon überzeugt zu sein; doch sich selbst zeige er vollständig.

Montaigne zeigt sich als Mann, der unter Menschen leben will und der es liebt, den Geist zu schärfen, auch wenn nicht ewige Wahrheiten herauskommen. Im Umgang mit Dummköpfen ist er einmal geduldig, dann aber auch klug zurückhaltend; er verzichtet darauf, alle belehren zu wollen – eine Tugend, die man angesichts der im Internet selbstgewiss verbreiteten Dummheiten kaum hoch genug schätzen kann. Andererseits habe ich den Eindruck, dass er in Buch III der Essais zu weitschweifigen Ausführungen neigt, die mit dem vorgegebenen Thema wenig zu tun haben.

### **III 9 Über die Eitelkeit**

Montaigne bezieht sich zum Thema „Eitelkeit“ auf sein Essay-Schreiben und bringt die moderne Vielschreiberei in Zusammenhang mit Eitelkeit.

Dann widmet er sich den beiden Themen: seine Reiselust, seine Tätigkeit als Bewirtschafter seiner Güter; er möchte das Werk seines Vaters am Gut Montaigne fortsetzen. Er lässt kleine Betrügereien seiner Leute zu, liebt Sauberkeit und Ordnung.

Er äußert sich konservativ über den Zusammenhalt der Gesellschaft, auch der schlechten, und verurteilt die Jagd nach besten Gesetzen als sinnlos; große Veränderungen zerrütteten nur einen Staat.

Erneut und wiederholt kommt er auf sein Essay-Schreiben zu sprechen. „Es ist der unaufmerksame Leser, der meinen Gegenstand aus den Augen verliert, nicht ich.“ (So entschuldigt er sein Hüpfen in diesem Essay.)

Er reflektiert verschiedene Gründe, warum man anderen verpflichtet ist – dabei schätzt er es nicht, verpflichtet zu sein, und wenn dann nur aufgrund eines rechtmäßigen Anspruchs, nicht wegen Dankbarkeit. Zu geben sei wesentlich leichter, als beschenkt zu werden; empfangen sei immer niedrig.

Erneut kommt er auf seine Lust zu reisen und die Frage, ob solches einer Ehe schade, zu sprechen, auch über die Aufgaben einer Frau: gut zu wirtschaften.

Er streift auch das Sterben und die verschiedenen Todesarten.

Er lässt sich kritisch über die Philosophie aus, wie sie betrieben wird: dass Pflichten erfunden werden, welche die Philosophen selber nicht ernst nehmen; er spricht also gegen die Heuchelei, die auch in den entsprechenden Geboten der Kirche zu finden ist: „Es spricht kaum für seinen [des Menschen, N.T.] Scharfsinn, daß er sich seine Pflichten nach Maßgabe einer anderen Natur als der eignen zurechtschneidet.“

Stolz ist M auf das Bürgerrecht, das die Stadt Rom ihm verliehen hat, weil Rom in seiner Blütezeit ihn fasziniert; er zitiert die ganze Urkunde. Er schließt mit dem Zitat der Mahnung des Orakels von Delphi, man solle sich sich selbst hineinschauen; doch da wir dort nur Eitelkeit und Elend zu sehen bekommen, hat die Natur uns so geschaffen, dass wir gern nach außen schauen – doch der Gott spreche anders.



Es mag einige Perlen der Einsicht geben: über das Schenken, über den Zusammenhalt der Gesellschaft und die Jagd nach besseren Gesetzen, auch über den Unsinn, sich übermenschliche Verpflichtungen auszudenken: Für mein Empfinden gelingt es Montaigne, diese Perlen in einem unendlich zerfahrenen Essay zu verbergen; immer wieder spricht er von sich und seinen Essays, davon habe ich inzwischen genug gelesen. Und dass es der Leser sei, der den Faden verliert, kann er seiner Oma erzählen. - 2008, bei der ersten Lektüre der Essais, war ich intensiv mit der Lyrik nach 1945 befasst; vielleicht war damals meine eigene Anspannung in dieser Arbeit und der Wunsch, die Montaigne-Lektüre abzuschließen, mit ein Grund dafür, dass ich den Essay III 9 so unruhig geschrieben fand. Aber 2023 stimmt mein Bild dieses Essays mit dem von 2008 überein

### **III 10 Über den rechten Umgang mit dem Willen**

Montaigne charakterisiert sich als einen zurückhaltenden, eher phlegmatischen Menschen. Er will sich nicht von Fremdem ergreifen lassen; die meisten Menschen geben sich in Miete, sie wollen unentwegt rumrennen – anders als M. „Meine Meinung ist, daß man ändern sich zwar leihen sollte, sich hingeben aber nur ans eigene Selbst.“

M berichtet, wie er als Bürgermeister in Bordeaux sein Amt geführt hat, in Abgrenzung von seinem Vater, der sich in diesem Amt aufgerieben hatte; vielleicht ist seine damalige Amtsführung der rote Faden, an dem alle Äußerungen insgeheim hängen.

Unsere wichtigste Aufgabe sei es, unser eigenes Leben zu führen, statt uns um fremder Leute Sachen zu kümmern: Die gängigen Moralvorschriften übertrieben aus pädagogischen Gründen ihre Forderungen.

Heftigkeit und Ungestüm des Verlangens behinderten die Ausführung unserer Vorhaben. Unsere vermeintliche Bedürftigkeit: was wir alles haben wollen, komme aus unserer Phantasie, nicht aus der Natur, die mit wenig auskomme.

M will und kann sich in seinem Alter nicht mehr ändern; die Kalenderumstellung durch den Papst mache ihn völlig fertig.

Der Weg unserer Wünsche solle nicht weit führen und einen Kreis bilden: wieder zu uns zurückkommen.

Die Welt spielt Theater; man müsse zwar mitspielen, aber nicht wirklich glauben, was gespielt wird, vor allem nicht an die eigene Rolle als Wesensbeschreibung missverstehen. Auch im Kampf sollte man Ruhe bewahren und vor allem nicht dem Hass verfallen, der stets persönlich motiviert sei. Allem, dem man nicht standhalten kann, sollte man sich entziehen. „Wer den Start nicht abbricht, hat keine Aussicht, das Rennen abubrechen.“

Unsere größten Auseinandersetzungen haben die lächerlichsten Anlässe. Man sollte seine Angelegenheiten nicht mit denen anderer vermischen, das gehe nicht gut aus. M verzichtet aufs Prozessieren, nimmt lieber ein Unrecht in Kauf.

M berichtet noch einmal, wie er in Bordeaux amtierte; er habe alles zu lassen versucht, wie es war, und habe am Ende nicht erwartet, dass man ihn vermisste. - Ehrsucht sei nichts für kleine Leute, Ehrsucht treibe einen nur unnötig in die Öffentlichkeit; die innere Ordnung sollte unser Ziel sein.

Hierzu wäre Verschiedenes zu sagen, einiges auch kritisch: Sein Leben zu führen und sich um Angelegenheiten fremder Menschen zu kümmern, das muss kein Gegensatz sein – das scheint nur verbal einer zu sein. Hingabe an etwas, das größer ist als ich selbst: kann sinnvoll sein.

Gut ist, was M zum Theaterspielen sagt: wie eitel manche sind, denen man zehn Mikrofone unter die Nase hält, überzeugt von ihrer Bedeutung, noch ihre Fürze sind Offenbarungen.

Auch was er zum Hass sagt, beeindruckt; ich denke an die christliche Theologin D. Sölle, die ernsthaft fragte, ob es einen kreativen Hass gibt. Welch schreckliche Verirrung!

Bewundernswert ist die Klugheit, mit der Montaigne aus dem Amt des Bürgermeisters geschieden ist (geschieden zu sein behauptet – nehmen wir es als „ist“): Er habe nicht erwartet, dass man ihn vermisst. Das habe ich nicht geschafft, als ich das Franz-Meyers-Gymnasium verlassen habe; anfangs habe ich immer gehofft, dass man mich vermisst, dass jemand mich um Hilfe bittet... Kein Wunder, wenn ein junger Kollege mir gesagt hatte, er habe in den zwei Jahren der Zusammenarbeit mit mir mehr gelernt als je zuvor.

Soll man sich nun nicht mit Leidenschaft an seine Aufgaben hingeben? Soll man so tranig rumlabern und schludern wie jener spät promovierte Kollege und Mädchenscharwenzler X am FMG? Nein, es war gut, dass ich das nicht getan habe; sonst hätte ich fachlich nichts mehr gelernt. Nur muss man wissen, dass man ein Amt innehat, und man muss sich auch außerhalb des Amtes zu finden wissen, vielleicht in neuen „Ämtern“ und Aufgaben. Das pure Selbst ohne jede Aufgabe: ??? Muss es nicht Essays über sich schreiben und sich rechtfertigen, dass es sich so intensiv betrachtet? Wenn man in sich zurückgeht, wen findet man da?

Was bleibt, ist die „Forderung“, anderen mit Respekt zu begegnen, auch wenn sie uns nicht die Bälle zuspielen.

Vieles von dem, was M hier schreibt, kommt mir inzwischen bekannt vor, bis in die Formulierung hinein („sich in Miete geben“). Je länger man Montaigne liest, desto weniger Neues bietet er, auch wenn er viel von sich spricht.

### **III 11 Über die Hinkenden**

Montaigne beginnt mit der erneuten Kritik an der Art, wie die Gregorianische Kalenderreform einige Jahre zuvor durchgeführt wurde, und äußert sich dann dazu, wie wir die Zeit berechnen.

Er kommt von dort zu einem seiner Themen, auf den Fehler, die „Ursachen“ der Dinge verstehen zu wollen, statt diese zu gebrauchen, wie sie sind – Wein schmecke ja auch nicht besser, wenn man etwas vom Weinbau versteht. Er beklagt dann, dass phantasievoll über die Ursachen von Dingen spekuliert wird, die es vielleicht gar nicht gibt, statt dass man mit Verstand die Berichte über diese seltsamen Dinge prüft. Das führt er später an den Themen Wunder und Hexen aus.

Er habe zu seiner Zeit die Entstehung vieler „Wunder“ verfolgen können. „Anfangs gebiert der Irrtum einzelner den Irrtum aller, dann gebiert der Irrtum aller den Irrtum jedes einzelnen. Von Hand zu Hand wandernd, nimmt das Ganze Gestalt an und stattet sich immer reicher aus, so daß der entfernteste Zeuge schließlich näher unterrichtet ist als der nächste, und fester überzeugt der zuletzt als der zuerst Unterrichtete: ein natürlicher Wachstumsprozeß.“

M kennt auch ein Beispiel für die vermeintlich wunderbare Heilung durch einen Quacksalber; vor ihm jedoch versteckten sich die Wunder. In der Nachbarschaft habe es Geisterstimmen gegeben, inzwischen säßen die betrügerischen Jugendlichen in Haft. Sämtliche Fehltrübe der Welt „entstehen daraus, daß man uns Furcht vor dem Eingeständnis unsrer Unwissenheit beibringt und wir daher alles hinzunehmen gehalten sind, was wir nicht widerlegen können“.

M modifiziere seine Aussagen lieber, statt dass er einfach Behauptungen aufstellte. Über Hexerei wisse nur Gott Bescheid,

keiner seiner Sprecher auf Erden. Weder durch einen Kommandoton noch durch Hinrichtungen könne man die Wahrheit einer Behauptung beweisen: Menschen dürfe man nur in menschlichen Dingen Glauben schenken. M habe selber einmal eine vermeintliche Hexe besucht und geprüft: Da war nichts Hexenhaftes festzustellen.

M selber meine nur etwas, schreibe deshalb auch „Versuche“, er rate nicht zum Guten oder Richtigen; und die Meinungen änderten sich.

Dann kommt er auf das thematische Stichwort „hinken“, ein italienisches Sprichwort, dass der nicht die ganze Süße der Liebe kenne, der noch nie mit einer Hinkenden geschlafen habe. Er selber habe gemäß dem Sprichwort einmal besonders intensive Erlebnisse gehabt zu haben vermeint... ein Beweis dafür, „daß wir den Tatsachen (...) mit unsern Begründungen oft vorseilen und deren Rechtsprechung unendlich ausdehnen, bis sie sich gar im leeren Raum tummeln und wir über Nichtseiendes urteilen“.

Fazit: „Nichts ist so biegsam und wenig festgelegt wie unser Verstand – gleich dem Schuh des Theramenes, der an beide Füße paßte.“

<https://www.projekt-gutenberg.org/montaign/essay/chap014.html> Übersetzung Bodes, ebenso

[http://www.zeno.org/Literatur/M/Montaigne,+Michel+de/Essays/Essays+\(Auswahl\)/Von+Hinkenden;](http://www.zeno.org/Literatur/M/Montaigne,+Michel+de/Essays/Essays+(Auswahl)/Von+Hinkenden;)

<https://www.youtube.com/watch?v=qVA8SSUxT5g> gelesen von S. Krampfl)

Noch einmal ein wichtiger Essay, der sich wie ein Kommentar über die Entstehung der Religionen liest und aus der Skepsis sich gegen den

Glauben an Hexerei und an Wunder richtet. Es ist gut, wenn man nicht nur Stilettis Überschrift kennt, sondern auch die anderer Übersetzungen: „Von Hinkenden“ oder „Von Lahmen“; dann findet man im Internet mehr, was auf diesen Essay Bezug nimmt; der Essay ist im Diskurs der Gegenwart durchaus präsent, zum Beispiel <https://www.nzz.ch/feuilleton/wer-hexen-sucht-findet-sie-wissenschaft-ist-nicht-immer-wissen-ld.1561350>

Oder: „Die praktische Dimension der Kapitalismuskritik wäre nun genauer zu erläutern und zu studieren. Die Abschiedsvorlesung könnte also das Preludium einer Antrittsvorlesung Schillerschen Formats sein. Das mag Sie erstaunen. Doch hören Sie, was Michel de Montaigne (1533-1592) im dritten Buch seiner „Essais“ – im 11. Essai „Über die Hinkenden“ – zum Staunen zu sagen hat: „[D]as Staunen ist die Grundlage aller Philosophie, das Forschen ihr Fortschritt, die Unwissenheit ihr Ende. Ja, in der Tat, es gibt eine Unwissenheit, die so fundiert und so weit gespannt ist, dass sie an Würde und Wagemut dem Wissen in keiner Weise nachsteht – eine Unwissenheit, die sich zu erwerben nicht weniger Erkenntnisfähigkeit verlangt als der Erwerb von Wissen.“ Wir strengen uns bei der Analyse der kapitalistischen Dynamik mit der uns verfügbaren intellektuellen Kraft an, unser Wissen wächst und zugleich unsere Unwissenheit. Das hat Nikolaus von Kues mit seinem paradoxen Begriff der *docta ignorantia*, der „gelehrten Unwissenheit“, auf den Punkt gebracht. Enttäuschend also, dass Kapitalismuskritik nicht das sichere Wissen ist, das nur in Praxis umgesetzt werden müsste.“ (Elmar Altvater)

### **III 12 Über die Physiognomie**

M beginnt mit Überlegungen, was wir warum hoch schätzen; die Meinungen der Alten hätten wir weithin übernommen, schätzten den Sokrates aber nicht wegen seiner Weisheit, sondern weil er einen berühmten Namen habe.

„Wir sind, ein jeder von uns, reicher, als wir glauben; aber man erzieht uns zum Betteln und Borgen.“ Das überträgt M auf

den Wissensdurst, nachdem er zuvor noch analog die Gier kritisiert hat: Wissensdurst und Buchwissen führen zu nichts. Die einfache Tugend des Lebens und Sterbens sei beinahe zu einer Geheimwissenschaft verkommen.

M setzt dann mit einer Klage über den Krieg in Frankreich ein, beklagt die miserable Qualität französischer Soldaten und unterstreicht, dass kein Grund einen Bürgerkrieg wirklich rechtfertigt. Er berichtet, dass er selber wegen seiner gemäßigten Haltung angefeindet wurde. Sein Fazit ist:

1. Ich halte mich an mich selbst.
2. Widrigkeiten dienen zur Einübung in Schlimmeres.

Er selber leide nur mäßig an Frankreichs Niedergang doch schlimm sei der Ausbruch der Pest unmittelbar in der Nachbarschaft, wodurch ihm Arbeitskräfte fehlen. In der Pest habe sich aber auch die Standhaftigkeit des einfachen Volkes gezeigt: wie man die Krankheit hinnahm.

Im Gegensatz dazu sehe man, dass die Philosophen mit ihrem Gerede die Natur verfälschen und die Philosophie eigentlich wenig leiste. M äußert sich hier skeptisch gegenüber den philosophischen Ratschlägen, man solle Leiden und Tod gedanklich vorwegnehmen; denn die Sorge um den Tod trübe nur das Leben. Wer ruhig lebt, werde auch ruhig zu sterben wissen. Der Tod sei nur das Ende, nicht aber Ziel des Lebens. Dessen „wahre Aufgabe besteht darin, sich seine eigne Ordnung und Führung zu geben, mit sich ins reine zu kommen.“ Die Bitterkeit der Todesvorstellung sei lediglich unser eigenes Werk.

Es folgt ein langes Zitat aus der Apologie, wo Sokrates den Richtern erklärt, warum er nicht um Barmherzigkeit bittet. Diese

Rede präsentiere die Urgestalt der Natur, meint M, also das, was er als Richtschnur der Haltung zum eigenen Tod sucht.

Von dort aus macht M einen Exkurs übers Zitieren und Schreiben: warum er selbst zitiert, obwohl das Zitieren den meisten nur zur Blendung und zum Vertuschen eigener Dummheit dient. Er könnte zum Beispiel aus dem Buch „Über die Physiognomie“ zitieren – womit ein neuer Gedanke eingeleitet und der Titel des Essays gegeben ist: als Alter zu schreiben, um gedruckt zu werden, sei jedenfalls Unfug.

Dann lässt er sich über Schönheit und Hässlichkeit aus; er selber schätzt schöne Menschen, auch wenn manche vortreffliche ausgesprochen hässlich waren. In einem kleinen Schwenk polemisiert er dagegen, sich an scholastische Moralvorstellungen zu binden, die unter der Fuchtel von Furcht und Hoffnung stehen (also religiös fundiert sind); er selber ziehe eine aus der menschlichen Vernunft stammende Moral vor, die in der Religion lediglich unterstützt werde; nur eine solche Moral habe den Sokrates zu seinem maßgebenden Leben und Sterben verholfen.

Er kommt dann auf die Physiognomie zurück: Er selber habe ein vorteilhaftes Aussehen, wovon er mehrfach profitiert habe. Er erzählt zwei Episoden, wie man ihn in seinem Haus hereingelegt und überfallen hat und wie man ihn einmal während des Waffenstillstands auf einer Reise überfallen und ausgeraubt hat: Beide Situationen habe er ohne Schaden überlebt, weil er eben ein angenehmes Gesicht habe, offen aufgetreten sei und offen gesprochen habe.

Er selber hasse niemand, bekennt er zum Schluss, und scheue davor zurück, anderen weh zu tun oder sie zu bestrafen.



Mir erscheinen drei Dinge bemerkenswert:

1. Montaigne widerspricht sich ganz locker - nicht nur dass er seine Theorien vom sterben Lernen mit einem Wisch abtut (Philosophieren heißt sterben lernen, Bd. I), sondern auch seine Einsicht, dass das Zitieren und das Schreiben im Alter problematisch sind, übergeht er forsch: Bei mir ist das anders, sagt er.

2. Dass Moral nicht aus Furcht und Hoffnung, also aus religiösen Motiven entsteht (Angst vor Strafe, Hoffnung auf Belohnung), jedenfalls nicht auf gute Weise entsteht, ist eine wichtige Einsicht: Wer mir um Gottes willen Gutes tut, dem bin ich selber eher egal.

3. Dass die Philosophie weithin leeres Geschwätz anbietet und, wo sie gut ist, nur das sagt, was man eigentlich ohnehin weiß, ist eine Einsicht, über die ein Amerikaner sogar ein Buch geschrieben hat – was natürlich überflüssig war, da man auch das schon weiß. Wittgenstein: Es werden in der Philosophie Sätze geklärt, nicht neu gewonnen. Die Philosophie schweigt vor den Lebensfragen.

\* Die beiden Episoden am Ende haben ihren Wert, nicht nur weil sie gut erzählt sind, sondern weil sie auch etwas über den richtigen Umgang mit anderen verraten.

(Text des Essays in Bodes Übersetzung:

[http://www.zeno.org/Literatur/M/Montaigne,+Michel+de/Essays/Essays+\(Auswahl\)/Von+der+Physiognomie](http://www.zeno.org/Literatur/M/Montaigne,+Michel+de/Essays/Essays+(Auswahl)/Von+der+Physiognomie))

### **III 13 Über die Erfahrung**

„Wenn wir mit dem Denken nicht weiterkommen, behelfen wir uns mit der Erfahrung.“ Schlüsse aus der Erfahrung seien aber unsicher, da die Ereignisse einander nur ähnlich sind. So sei es auch mit dem Text und seiner Auslegung: Jeder Text biete Anlass zu tausend Auslegungen, sei es im Recht oder bei der Bibel. Am

besten seien also einfache Gesetze – alle Gesetze könne man durch Auslegung unterlaufen.

Die Gelehrsamkeit sei es, die die Schwierigkeiten erzeugt. Noch nie habe es zwei Menschen gegeben, die die gleiche Sache gleich beurteilten. Kommentare mehrten Zweifel und Ratlosigkeit, lösten aber nicht die Problem. Unser Geist sei fortwährend in Bewegung, greife immer weiter aus... „Wir tun nichts anderes, als uns gegenseitig glossieren. Alles wimmelt von Kommentaren, an Autoren aber herrscht große Not.“ M reflektiert dann kritisch, dass er oft von seinem Schreiben spricht.

Unsere Streitigkeiten beruhten auf Wortklauberei; Recht sei ungleich dem Verfahrensrecht, oft sei es schlimmer als das Verbrechen und verhindere Menschlichkeit im Umgang mit anderen. Gerechtigkeit: ein Schimäre. Gesetze beruhten darauf, dass sie Gesetze sind, nicht, dass sie gut sind, oft genug von Hohlköpfen gemacht.

In unserer Unwissenheit sollten wir uns nicht an die Philosophie halten, sondern an unsere beste Erfahrung. „O welch weiches und sanftes, zudem heilsames Ruhekössen ist für einen wohlgerateten Kopf doch das Nichtwissen und Nichtwissenwollen! (...) Ich möchte lieber mich selbst recht verstehen als den Cicero.“ Selbsterkenntnis sei das A und O des ganzen Lebens. Da sich für ihn sein Leben in dem anderer spiegele, habe er seit seiner Jugend andere Menschen intensiv beobachtet.

Andere kritisieren: in Wahrheit ein Freundschaftsdienst.

Sich nicht auf die Ärzte, sondern auf die eigene Erfahrung verlassen!

Eigene Gewohnheit präge das Leben!

Die Freunde seien ebenso gute Ratgeber wie Bücher.

Man müsse auch mit seinen Prinzipien flexibel sein. M spricht über seine Gewohnheiten und seine Neigung bzw. sein Prinzip, der Lust nachzugeben.

Die schwersten Übel seien die, welche wir uns selbst aufbürden, daher das spanische Sprichwort: „Gott schütze mich vor mir selbst!“

Unsere Ungeduld richte uns zugrunde - wir müssten unseren Krankheiten Zeit lassen. „Präzedenzfälle sind trübe Spiegel: In alles, was aus ihnen herauschaut, läßt sich alles hineindeuten.“

Was man nicht vermeiden könne, müsse man eben ertragen. Das entfaltet M am Beispiel seines Umgangs mit seinen Nierensteinen.

Sodann spricht er über seine Lebensführung, eigentlich bis zum Ende; seine Einbildungskraft beunruhige ihn nicht; wie er erzogen wurde; über seine Lust am Genuss. Wichtig ist ihm, dass man im Jetzt lebt, dass man sich seinen Geschäften entwinden kann – selbst der große Sokrates konnte mit Trinkern saufen und mit Kindern spielen. Die schrecklichste Krankheit sei die Verachtung unseres menschlichen Seins. Er referiert sein Vokabular über den Umgang mit der Zeit: sie vertreiben, festhalten, durcheilen... doch wehrt er sich gegen „Zeitvertreib“. Im Alter nehme sein Leben ab, aber an Gewicht zu. Er selbst bleibe der Erde verbunden. Himmlisches Streben sei schön, aber nur für einige auserwählte Seelen; bei den anderen verbinde sich überhimmlisches Denken nur mit unterweltlichem Tun. Die Philosophie muss der Erde verbundenbleiben.

Über sich hinaus zu streben, um seinem Menschsein zu entrinnen, sei Torheit. Die Engel werden wollten, würden zu

Tieren. Sich ins allgemeine Menschenmaß fügen, auf geordnete Weise, das sei das Schönste.

Eine Vielzahl von Gedanken - für mich sind zwei besonders überzeugend: dass es wichtiger ist, sich statt des Cicero zu verstehen, und dass die Verachtung unseres menschlichen Seins, wozu man mich mich in meiner katholischen Kindheit angehalten hat, die schrecklichste Krankheit ist; hier ist M dem Freund Nietzsche verwandt. Seltsam – viele einfache Leute haben sich diesen katholischen Schmarren vom überweltlichen Streben nicht einreden lassen, und ich habe erst spät ihn nicht (nur) aus Büchern, sondern in einer liebevollen Erfahrung gelernt, ihn zu durchschauen.

Was Montaigne über Text und Deutung sagt, kann man heute bei Foucault lesen (Die Ordnung des Diskurses) – natürlich ausgebaut, aber nicht wesentlich anders.

Die Summe der Lektüre ist das, was in Storms Gedicht „Für meine Söhne“ so heißt:

„Wenn der Pöbel aller Sorte  
tanzet um die gold`nen Kälber,  
halte fest: Du hast vom Leben  
doch am Ende nur dich selber.“

Text des essays:

<https://www.projekt-gutenberg.org/montaign/essay/chap016.html> =

[http://www.zeno.org/Literatur/M/Montaigne,+Michel+de/Essays/Essays+\(Auswahl\)/Von+der+Erfahrung](http://www.zeno.org/Literatur/M/Montaigne,+Michel+de/Essays/Essays+(Auswahl)/Von+der+Erfahrung)

<https://www.tagesspiegel.de/kultur/michel-de-montaigne-der-aufrichtigkeitsimulant-9301676.html> (zu Montaigne)

### **Fazit von Buch III**

Einige lange Essays habe ich hier zusammengestaucht, beim Essay III 13 auf den letzten 10 Seiten die Absätze nur angelesen; Montaigne tritt im

dritten Buch Privates breit (seine Nierenkoliken, ob er im Stehen Kinder machen kann und ob er beim Essen furzt), was mich einfach nicht interessiert. Was auffällt, ist, dass Montaigne viel von sich selbst und seinem Schreiben spricht (III 9 und 13); dass sein Bekenntnis zu sich selbst unerschütterter ist (III 1, 2 und 13); dass er seine Todesbesessenheit korrigiert hat (III 2 und 13); dass er Bücher liebt, aber nicht die Buchgelehrsamkeit (III 3 und 13) – kurz, dass er auch mit Spannungen und Widersprüchen lebt (III 1) und deshalb mahnt, man müsse auch als Mann von Prinzipien flexibel sein (III 3 und 13).

Die bedeutendsten Essays in Bd. III sind vielleicht III 1, 4, 5 (über die Liebe, viel Kluges zu lesen), 11 und 13.

Man könnte jetzt noch einmal alle Fazits lesen (wobei das zu III am schwächsten ist, weil ich 2008 wegen der Arbeit für ein Heft über Lyrik nach 45 den Montaigne oft zurückgestellt habe, statt mich an das Prinzip „täglich ein Essay“ zu halten) und dann das Gesamtfazit ziehen – oder die als bedeutend bezeichneten Essays noch einmal lesen und dann ein Fazit ziehen, sofern man das bei einem Mann kann, der ohne Weiteres zugibt, dass wir in Widersprüchen leben und den einheitlichen Zugriff auf einen Menschen nicht finden.

Stefan Zweig über Montaigne:

<https://www.projekt-gutenberg.org/zweig/schriften/chap012.html>

A. Rust: Der Einsatz des Zweifels bei Montaigne

[https://www.zora.uzh.ch/id/eprint/56058/1/Rust\\_Zweifel\\_bei\\_Montaigne\\_Druckfassung.pdf](https://www.zora.uzh.ch/id/eprint/56058/1/Rust_Zweifel_bei_Montaigne_Druckfassung.pdf)